



TABEA
KOENIG

— DIE —
VERLEGERIN VON
PARIS

HISTORISCHER ROMAN

atb



TABEA
KOENIG

— DIE —
VERLEGERIN VON
PARIS

HISTORISCHER ROMAN

atb

Über das Buch

London, 1921: Die junge Lizzie wagt es, sich aus ihrer lieblosen Ehe zu befreien. Auf sich allein gestellt, reist sie nach Paris, wo sie sich ein freieres Leben aufbauen will. Schon kurz nach ihrer Ankunft gelangt sie zur Buchhandlung „Shakespeare and Company“ von Sylvia Beach. Hier, an der Rive Gauche, betritt Lizzie nicht nur eine faszinierende Welt der Bücher, sie trifft auf inspirierende Frauen, die sich mit Leidenschaft der Literatur verschrieben haben. Für Sylvia Beach tippt sie das Manuskript von James Joyce ab, und bald schon will sie selbst Bücher verlegen. Ihr Traum ist greifbar nah, da widerfährt ihr eine Tragödie, die ihr ganzes Leben verändern könnte.

Über Tabea Koenig

Tabea Koenig, geboren 1992, studierte Soziale Arbeit und Kulturvermittlung. Sie war schon immer von starken weiblichen Persönlichkeiten fasziniert. Besonders haben es ihr das viktorianische Großbritannien sowie Paris von der

„Belle Époque" bis zu den „Années folles" angetan. Sie liebt Tagträume, Bücher und lange Spaziergänge und lebt mit ihrem Mann in Basel.

Im Aufbau Taschenbuch ist ihr Roman „Die Maskenbildnerin von Paris“ lieferbar.

Mehr zur Autorin unter www.autorin-tabea-koenig.ch

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Tabea Koenig

Die Verlegerin von Paris

Historischer Roman

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

Teil 1 — Februar 1921 - März 1921

1. Kapitel — New York, Februar 1921
2. Kapitel — London, Februar 1921
3. Kapitel — London, Februar 1921
4. Kapitel — Oxford, Februar 1921
5. Kapitel — London, Februar 1921
6. Kapitel — London, März 1921

Teil 2 — März 1921 - März 1922

7. Kapitel — Paris, März 1921
8. Kapitel — Paris, März 1921
9. Kapitel — Paris, April 1921
10. Kapitel — Paris, April 1921
11. Kapitel — Paris, April 1921
12. Kapitel — Paris, April 1921
13. Kapitel — Paris, April 1921
14. Kapitel — Paris, Mai 1921

15. Kapitel — Paris, Mai 1921
16. Kapitel — Paris, Juni 1921
17. Kapitel — Paris, Juni 1921
18. Kapitel — Paris, Juli 1921
19. Kapitel — Dijon, Juli 1921
20. Kapitel — Paris, August 1921
21. Kapitel — Paris, August 1921
22. Kapitel — Paris, November 1921
23. Kapitel — Paris, Dezember 1921
24. Kapitel — Paris, Dezember 1921
25. Kapitel — Paris, Dezember 1921
26. Kapitel — Paris, Dezember 1921
27. Kapitel — Paris, Februar 1922
28. Kapitel — Paris, März 1922
29. Kapitel — Paris, März 1922

Teil 3 — September 1924 - Mai 1925

30. Kapitel — Paris, September 1924
31. Kapitel — Paris, Oktober 1924
32. Kapitel — Paris, November 1924
33. Kapitel — Paris, November 1924
34. Kapitel — Paris, April 1925
35. Kapitel — Paris, Mai 1925
36. Kapitel — Paris, Mai 1925
37. Kapitel — Paris, Mai 1925
38. Kapitel — Paris, Mai 1925
39. Kapitel — Paris, Mai 1925

Teil 4 — Juli 1925 - Dezember 1925

- 40. Kapitel — Paris, Juli 1925
- 41. Kapitel — Paris, September 1925
- 42. Kapitel — Paris, September 1925
- 43. Kapitel — London, September 1925
- 44. Kapitel — Oxford, September 1925
- 45. Kapitel — London, September 1925
- 46. Kapitel — Paris, Dezember 1925
- 47. Kapitel — London, Dezember 1925

Epilog — Paris, Mai 1928 - zweieinhalb Jahre später

Nachwort

Danksagung

Impressum

Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

Für Leonard Koenig

Für Deinen Glauben an dieses Buch

Für Deine Liebe

Für alles

Teil 1

Februar 1921 - März 1921

1. Kapitel

New York, Februar 1921

Lizzie Wellington fragte sich, ob das Gefühl, etwas Unrechtes zu tun, endlich nachlassen würde, sobald das Schiff mit ihr abgelegt hätte - oder ob die Schuldgefühle ihr dann erst recht zu schaffen machen würden, weil es kein Zurück mehr gab.

Noch war es möglich umzukehren, ihr ganzes Vorhaben abzublasen und Sämtliches beim Alten zu belassen. Niemand würde erfahren, was sie beinahe getan hätte. Alles würde seinen gewohnten Lauf nehmen. War ihr Leiden denn tatsächlich genug? Oder war es nicht furchtbar egoistisch, für sich selbst einzustehen?

Diese Grübelelei trieb sie noch in den Wahnsinn. Sie konnte kaum stillstehen. Stechende Kopfschmerzen strahlten von ihrer Stirn bis in den Hinterkopf aus und drückten auf ihre Augen. Ständig schreckte sie auf, wenn sie jemanden sah, der ihrem Mann ähnelte.

Damit sich ihre unsicheren Hände wenigstens an etwas klammern konnten, zündete sie sich eine Chesterfield an. Einatmen, ausatmen. Das angenehme Kratzen im Hals spüren, in der Gegenwart ankommen, aufhören zu denken. Langsam kehrte Ruhe in ihr ein. Ihr Fokus richtete sich jetzt auf die Umgebung.

Es war ein winterlicher Morgen, an dem jeder Atemzug in der Lunge brannte. Blaugrauer Dunst erstreckte sich über den Hafen, einer Eiswolke gleich, die einen mit bissigen Zähnen erfasste. Lizzie kam dieser kühlende Schmerz gerade recht. Die Kälte belebte ihren Geist. Und einen wachsamem Verstand brauchte sie jetzt mehr als alles andere. Die Zigarette war schnell aufgeraucht. Sie warf den Stummel ins Meer und verfolgte mit den Augen seinen unbekümmerten Fall. Ein Anflug von Übelkeit erfasste sie, als die Reling der *RMS Olympic* ihr gegen den flauen Magen drückte. Passagiere drängten sich dicht an sie, die meisten plauderten aufgereggt, staunten über das prächtige Schiff oder suchten ihren Abschnitt.

Und Lizzie? Vom Deck aus überblickte sie ein letztes Mal die New Yorker Skyline. Ihr wohnte an diesem Morgen nicht der glorreiche Zauber der unbegrenzten Möglichkeiten inne, wie man es sich gern erzählte. Wie Grabsteine ragten die Gebäude in den Nebel, der ihre Enden verschluckte. Eine bedrohliche Präsenz ging von ihnen aus. Ein Sinnbild dafür, wie sich Lizzie seit drei Jahren fühlte: abgewiesen und geringgeschätzt. Nie hatte sie sich hier willkommen oder heimisch gefühlt.

Eine Geruchswolke aus Fisch, Meerwasser, Eisen und Abgasen wallte zu ihr empor, während sie auf das Geschehen im Hafen hinabblickte und der Kakophonie der rufenden Händler und Dockarbeiter lauschte. Um diese

Uhrzeit herrschte Hochbetrieb. Kisten wurden geschleppt, Waren verfrachtet, Taue aufgerollt. Güter und Nahrungsmittel für eine Millionenmetropole mussten ausgeladen werden. Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr gingen die Hafendarbeiter ihren Geschäften nach. Eine Kontinuität, die etwas Trostspendendes hatte. Sie kümmerte die junge Frau am Schiffsdeck nicht, die ihren fein bestickten Musseline-Mantel enger um sich schlang und ihr Herz, zerschnitten von den Scherben ihrer zerstörten Träume, aus Amerika davontrug. Sie führten ihr Leben fort, als habe Lizzie nie existiert.

Sie dachte an den Brief, den sie ihrem Mann Martin in seinem Arbeitszimmer auf dem Kaminsims hinterlegt hatte. Er würde ihn hoffentlich erst lesen, wenn sie Hunderte Seemeilen trennten. Doch mit jeder weiteren Minute, die verstrich, schwand diese Hoffnung. Das Schiff hätte schon vor einer Stunde ablegen müssen. Die Verspätung entstand durch die langwierige gesundheitliche Inspektion der Reisenden. Die Spanische Grippe war erst vor wenigen Monaten abgeflacht, eine Rückkehr der Pandemie galt es von allen Seiten zu verhindern, insbesondere, wenn man einen anderen Kontinent bereiste.

Was, wenn der Brief schon vorher in Martins Hände geraten war und er sich auf dem Weg hierher befand? Er würde nicht wie ein Ehemann trauern, dessen Herz gebrochen war, denn dafür hätte er eines besitzen müssen.

Lizzie und ihren Mann mochten eine Menge Vorteile verbunden haben, die in ihren Gesellschaftskreisen nicht von der Hand zu weisen waren; Vermögen und Ansehen, doch nicht Liebe. Falls er zu solcher überhaupt fähig war, verspürte er diese wohl eher für sein schnelles Auto und die kurzen Röcke der Damen aus einschlägigen Etablissements.

Aber er würde toben und alles in seiner Macht Stehende tun, um Lizzie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Sie war seine Frau, sein Eigentum. Die Sorge, er könnte das ganze Schiff aufhalten, sie hinauszerren und zurück in ihr Stadthaus in der Park Avenue verfrachten, kam nicht von ungefähr. Lizzie wusste, wozu er fähig war, wie weit zu gehen er bereit war. Einen Martin Goldenbloom, der in vierter Generation eines der größten Eisenbahnimperien der Staaten leitete, verließ man nicht.

Alles in ihr zog sich zusammen, als sie sich nicht nur der Konsequenzen ihrer Entscheidung, sondern auch der bevorstehenden Begegnung mit ihrer Mutter bewusst wurde. Lady Alice Wellington duldet keine Vergehen in ihrer aristokratischen Familie – eine Trennung glich einem gesellschaftlichen Todesstoß. Sie war es gewesen, die diese Ehe arrangiert hatte, und war somit für ihr Scheitern mitverantwortlich. Die Enttäuschung, das Gerede, die Vorwürfe ... Lizzie würde Rede und Antwort stehen, Beschimpfungen erdulden und Ratschläge hinnehmen

müssen, die nicht mehr ihrem Erwachsenenalter entsprachen.

Plötzlich raste ein Studebaker so schnell an die Anlage heran, dass die Reifen quietschten. Kurz darauf kam er in der Nähe des Hafenbeckens zum Stehen. Lizzies Herz setzte aus. Der blutrote Lack war unverkennbar. Es war der Wagen ihres Mannes.

Sofort wich sie einen Schritt zurück und prallte mit einem Passagier zusammen. Rasch senkte sie den Blick, sodass ihr graublauer Glockenhut ihr Gesicht verbarg und sie Martin beobachten konnte, der nun seinerseits mit der Aufmerksamkeit eines Habichts das Schiff absuchte.

Nur seiner Eitelkeit und dem Bewusstsein ihres Ranges verdankte sie, dass er sie übersah. Denn seine Suche begrenzte sich auf das vordere Deck der ersten Klasse, nicht aber auf jenes am Heck, nahe der Rettungsboote, wo sie stand. Einem Goldenbloom käme es niemals in den Sinn, in der zweiten Klasse zu reisen. Aber Lizzie war keine Goldenbloom mehr, nicht, wenn es nach ihr ginge.

Endlich dröhnte das Schiffshorn. Vor Schreck fuhr sie zusammen und fasste sich an die Brust. Hafentarbeiter entfernten die Passagierrampen, lösten die Taue und gaben ein Zeichen. Eine Bewegung ging durch das gesamte Schiff, als die Turbinen zu rotieren begannen.

Während die Versorgungsboote die majestätische *Olympic* aus dem Hafen schifften, hielt Lizzie abermals den

Atem an. Um sie herum herrschten Jubel und Euphorie, Passagiere winkten mit schneeweißen Taschentüchern ihren Angehörigen zu - da entdeckte Martin sie. Wie ein gezielter Schuss traf sein Blick sie ins Herz.

Unerträglich langsam fuhr die *Olympic* an ihm vorbei. Lizzie sah seiner Körperhaltung an, wie er um Beherrschung kämpfte. Tobende, vor Zorn lodernde Augen fixierten sie, sodass es einem Angst einjagte. Sie war froh, nicht neben ihm zu stehen.

Es erforderte ihren ganzen Mut, sich erhobenen Hauptes diesem Blick zu stellen. Sie hielt ihn aufrecht, bis sie Martin nicht mehr sah. Aber erst, als sie die Freiheitsstatue hinter sich ließ und sich das Meer vor ihr öffnete, wich die Anspannung von ihr, und das Hämmern in ihrem Kopf ließ nach.

Immer kleiner wurde die Millionenmetropole. Wie pittoreske Punkte eines impressionistischen Gemäldes tummelten sich Schlepper, Fischerboote und Privatyachten im Umkreis, bis sie ebenso verschwanden. Als frischer Wind aufkam und Lizzie die unendlichen Weiten des Ozeans sah, merkte sie, dass ihr Gesicht tränennass war. Rasch trocknete sie ihre eiskalten Wangen.

Nun, umgeben von nichts als Wasser, fühlte sie sich klein und unbedeutend. Sie war keine verheiratete Frau mehr, deren Tage als respektable Dame gezählt waren. Sie war einfach nur Lizzie. Das erste Mal allein, das erste Mal frei.

All ihr Grübeln, ihr Zweifeln und ihre widerstreitenden Gefühle fanden hiermit ein Ende. Sie blickte jetzt nach vorn.

Lizzie hatte ihren Mann verlassen, hatte New York hinter sich gelassen - und sie würde nicht mehr zurückkommen.

2. Kapitel

London, Februar 1921

Eine Woche später traf Lizzie am Belgravia Square im Salon ihrer Mutter ein. Schon beim Eintreten wurde es ihr eng um die Brust. Die Macht der alten Konflikte saugte ihr die Kraft aus den Knochen, wann immer sie die Räumlichkeiten betrat, in denen noch die alte Ordnung herrschte.

Obwohl Lizzie stark und zuversichtlich sein wollte, konnte sie gegen dieses beklemmende Gefühl nicht ankommen. Es fühlte sich nicht wie eine Heimkehr an, das hatte es nie, eher wie ein lästiger Termin beim Zahnarzt, den man wahrnehmen musste und lieber schnell hinter sich brachte.

Ihre Kleidung hatte sie sorgfältig ausgesucht, trotzdem würde ihre Mutter etwas zu nörgeln haben. Die neue Mode war mehr für androgyne Körper geeignet, Lizzies Kurven, insbesondere der breiten Hüfte, schmeichelte sie jedoch nicht. Sie hatte sich daher für ein schlichtes, hochtailliertes mitternachtsblaues A-Linien-Kleid mit weißem Bubikragen und dazu passende Mary-Jane-Schuhen entschieden. Die schulterlangen Haare trug sie unter ihrem Hut offen. Für einen gewagten Bob fehlte ihr der Mut.

Als sie ihre Mutter sah, erwiderte diese nur kurz ihren Blick. Sogleich wies Lady Wellington ihr Personal gebieterisch an, Tee zu servieren und danach unter keinen Umständen zu stören. Während die aufgescheuchten Dienstmädchen dem Befehl gehorchten und den Saal räumten, sah Lady Wellington ihre Tochter ohne eine erkennbare Gefühlsregung an.

Eine frostige Aura umgab sie. Kühle Noblesse, die sie über alles und jeden erhaben machte. Welcher Modeschöpfer auch immer die Ehre hatte, sie einzukleiden, verdiente an ihr ein Vermögen. Feinste handgewebte Stoffe, aufwendig bestickte Seide, Schichten aus Tüll und Spitze – Lady Wellington sonnte sich zu jeder Tageszeit in Eleganz und Extravaganz. Noch nie hatte Lizzie sie unfrisiert gesehen. Das Haar ließ sie sich inzwischen nachblondieren und in moderne Wasserwellen legen. Ihre Haut roch stets nach Gesichtswasser und Pflegecreme. Sonne vermied sie aufs Penibelste.

Neben ihr wirkte jeder andere Mensch fad und farblos, besonders, wenn er sich so plump und unscheinbar fühlte wie Lizzie. Trotz ihrer Kälte und Unnahbarkeit war sich Lady Wellington ihrer Weiblichkeit durchaus bewusst, und sie strahlte eine erotische Anziehungskraft aus, die sie so manche Nacht über ihre Witwenschaft hinwegtröstete.

Die Lippen ihrer Mutter zuckten, doch sie sagte kein Wort. Dies wäre ohnehin überflüssig, denn ihr stechender

Blick sprach für alles Ungesagte.

Als Lizzie in Southampton ihre Ankunft angekündigt hatte, brauchte ihre Mutter nur noch eins und eins zusammenzuzählen. Wie sie Martin kannte, hatte er ohnehin ein Telegramm geschickt und sie gebeten, ihre ungehorsame Tochter zur Räson zu bringen. Lady Wellington hatte also genügend Zeit gehabt, eine Salve aus Vorwürfen vorzubereiten und auf sie abzufeuern. Kaum waren die Türen geschlossen, brach es auch schon aus ihr heraus.

»Bist du verrückt geworden? Was hast du dir bloß dabei gedacht!« Ihre Nase zuckte vor Missfallen, und sie blickte ihre Tochter an, als wäre diese ein ihr zugelaufener Hund, mit dem sie nichts anzufangen wusste. Bedrohlich wölbte sich ihr Busen aus dem Korsett. »Du dürftest gar nicht hier sein.«

Lizzies Gleichgewichtssinn stand noch unter dem Einfluss der mehrtägigen Schifffahrt, doch ihr Schwindel hatte einen anderen Grund. »Nun, hier bin ich aber. Und ich werde nicht zurück zu Martin gehen. Ich habe mich von ihm getrennt.«

»Das ist unbegreiflich. Wie kannst du nur!«

»So versteh doch, Mutter! Es ging einfach nicht mehr. Ihn zu heiraten war der größte Fehler meines Lebens.«

Lady Wellington wollte nichts davon wissen und hob belehrend den Finger. »O nein, dein größter Fehler war es,

ihn zu verlassen. Er hat dir alles ermöglicht! Sicherheit, Wohlstand ...«

»Darauf lege ich keinen Wert. Die New Yorker Gesellschaft ist nichts für mich. Der Standesdünkel, die Erwartungen und Verpflichtungen ... Es war wie in einem Kerker. Martin und ich ... wir konnten uns nicht unterhalten. Wir lebten in völlig unterschiedlichen Welten.«

»In solchen Fällen lernt man, aneinander vorbei zu leben. Man beendet deswegen nicht die Ehe. Du wusstest genau, worauf du dich einlässt. Wir konnten froh sein, dass einer wie er überhaupt Interesse zeigte. Du warst schon Mitte zwanzig, die guten Männer waren im Gefecht, und dein Ruf war mehr als zweifelhaft. Dieser Journalist ...«

»Halte Sean da raus!« Erst, als sich ihre Stimme überschlagen hatte und ihre Kehle brannte, merkte Lizzie, dass sie geschrien hatte. Das war ein Fehler. Sofort bereute sie ihren Kontrollverlust.

Ein triumphales Zucken umspielte die Mundwinkel ihrer Mutter. Jetzt hatte sie die Oberhand, und diese würde sie nicht mehr an Lizzie abtreten.

»Dieser Journalist«, wiederholte sie, da sie sich strikt weigerte, seinen Namen in den Mund zu nehmen, »hat dich verlassen. Du hast ihn verloren. Genau wie deinen Ruf, da du dich mit ihm eingelassen hast.«

Lizzie schüttelte den Kopf und biss sich auf die Lippe. Sean war ein anderes gescheitertes Kapitel in ihrem Leben,

das lange vor Martin gewaltsam zugeschlagen worden war.

Lady Wellington bemerkte den Unmut ihrer Tochter. Etwas versöhnlicher meinte sie: »Mir ist bewusst, dass eine arrangierte Ehe in einem fremden Land nicht leicht ist. Ich habe schließlich einmal dasselbe durchgemacht. Aber ich habe es für meine Familie getan. Für die gemeinsame Sache. Es war eine Pflicht, die mich mit Stolz erfüllte.«

»Ich bin aber nicht wie du«, flüsterte Lizzie, was ihre Mutter mit einem tiefen Seufzer zur Kenntnis nahm.

»Ja, dem ist leider so.«

Als millionenschwere Erbin eines amerikanischen Reeders in San Francisco hatte Lady Alice Wellington schon als Kind alles besessen, was sich mit Geld erwerben ließ, nur der Adelstitel fehlte.

Gleichzeitig drohte seit der Jahrhundertwende den Peers in Großbritannien das Ende. Viele Häuser gingen durch Misswirtschaft und einen nicht mehr zeitgemäßen Unterhalt zugrunde. Oftmals konnten die ehrenwerten Lords und Ladys nur noch auf einen alten, eindrucksvollen Familiennamen zurückgreifen, das Vermögen hingegen zerrann ihnen zwischen den Fingern.

Daher entsendeten viele reiche Familien aus Amerika ihre Töchter nach Großbritannien, um dem Adel durch eine Heirat unter die Arme zu greifen. So wurde auch Lizzies Mutter, gebürtige Alice Burt, kaum zwanzigjährig in ein

fremdes, verregnetes Land geschickt, um den fast doppelt so alten Lord Wellington vor dem Ruin zu bewahren.

Abermals schüttelte ihre Mutter den Kopf. »Du hättest dich wenigstens etwas länger gedulden können, ihm Kinder schenken, um das Erbe zu sichern ...«

»Das geht nicht. Nicht mehr.« Lizzies Stimme klang gedehnt. Sie hatte nicht vorgehabt, darüber zu sprechen, aber jetzt sah sie keinen anderen Weg.

Ihre Mutter sah sie mit Gewittermiene an. »Was soll das jetzt wieder bedeuten?«

Lizzie holte tief Luft. »Ich hatte einen medizinischen Eingriff, eine Curettage. Meine ...«, sie räusperte sich, »meine Gebärmutter wurde entfernt. Es wird keine Kinder geben.«

Kaum hatten die Worte ihren Mund verlassen, erfassten sie die Schmerzen der Vergangenheit. Es war letztes Jahr entdeckt worden. Zuerst hatte Lizzie gedacht, schwanger zu sein. Ihr Bauch war geschwollen, und sie litt unter fürchterlichen Krämpfen. Dann folgten plötzlich starke, nicht enden wollende Blutungen. Ein Gynäkologe brachte schließlich Licht ins Dunkel. Keine Schwangerschaft, keine Fehlgeburt, dafür ein Myom von der Größe eines Tennisballs.

Jetzt sah Lizzie den entsetzten Blick ihrer Mutter, die langsam begriff. Lizzie war ein Einzelkind. Die Unfruchtbarkeit bedeutete den Untergang der Familie. All

das, wofür die Wellingtons gekämpft hatten, was sie aufgebaut hatten, wäre nach Lizzies Tod hinfällig. Bestenfalls gründete sie aus dem Vermögen noch eine Stiftung. Für einen Moment verspürte Lizzie eine groteske Genugtuung. »Die Linie endet mit mir.«

»Genug!«, fuhr Lady Wellington ihr ins Wort. »Wir werden sehen, was sich machen lässt. Man soll die Flinte nicht zu früh ins Korn werfen.«

Stimmt, dachte Lizzie verbittert. In ihren Kreisen gab es für jedes Problem eine Lösung. Alles hatte seinen Preis.

»Es gibt Ärzte ... oder arme Geschöpfe, die ihr Kind gerne an ein besseres Zuhause abtreten ...«

»Davon will ich aber nichts wissen.« Lizzie wandte sich ab, ihr ganzer Brustkorb vibrierte, und sie spürte, wie sie den aufkommenden Tränen nicht länger standhalten konnte.

Lady Wellingtons Stimme hingegen war voller Wut.

»Nichts wissen«, äffte sie Lizzie nach. »Als dein Vater vor elf Jahren starb, gingen sein Titel und sein Land an den nächsten männlichen Verwandten über.« Sie kräuselte die Lippen. »Und als wäre das nicht genug, haben wir viel Geld im Krieg verloren.«

Lizzie wusste, was nun folgen würde: eine Aufzählung dessen, was ihre Mutter alles versucht hatte, um den Nachlass zu regeln. In Amerika konnten Frauen problemlos erben, aber in England herrschte eine komplizierte

Erbfolge, die das verhinderte. Notare gingen erhobenen Hauptes in ihren Salon hinein und kamen geknickt wieder heraus, es brachte nichts. Also musste eine vorteilhafte Ehe her. Dabei hatte sie auf niemand Geringeren als den Prince of Wales gesetzt, der vor dem Krieg regelmäßig bei den Wellingtons zu Gast gewesen war, bis Lizzie ihn mit einer unbedachten Bemerkung verärgert hatte. Weitere Bemühungen versandeten, als sie Sean kennengelernt hatte und nichts mehr von vorteilhaften Verbindungen hören wollte.

»Du warst einmal ein Juwel. Die begehrteste Debütantin deiner Saison. Mit deinem engelsblonden Haar hättest du selbst den Prinzen haben können. Und jetzt, sieh dich an. Von der potenziellen Prinzessin zur potenziellen Geschiedenen. Ach, der Gedanke bereitet mir Kopfweg.«

Lady Wellington presste ihren Handrücken an die Stirn und blickte aus dem Fenster, als posiere sie für ein präraffaelitisches Gemälde. Dann beschwor sie Lizzie von Neuem.

»Wenn du jetzt mit dem nächsten Schiff zurückkehrst, wäre Martin bereit, dir zu vergeben und dein abenteuerliches Intermezzo zu vergessen. Und das obwohl«, sie streckte ihren Rücken gerade, »du Ehebruch begangen hast. Mehr als einmal.«

Bebend sog Lizzie die Luft ein. Von ihrer Krankheit und der schwerwiegenden Operation hatte ihre Mutter also

nichts erfahren. Aber die Nachricht darüber, dass sie sich anderswo Trost gesucht hatte, war wiederum bis nach England gelangt. Nicht zum ersten Mal beschlich sie der Gedanke, dass Martin wahrscheinlich das bessere Kind für ihre Mutter abgegeben hätte.

»Wie schön, dass du glaubst, alles zu wissen. Aber wusstest du auch, was er mir angetan hat? Dass er handgreiflich wurde? Dass er davon redete, mich in eine Klinik einzuweisen?«

Einen Moment glaubte Lizzie, tatsächlich so etwas wie eine Regung in Lady Wellingtons Augen zu erkennen. Ein Fünkchen Schmerz, den jede Mutter fühlt, wenn ihrem Kind Unrecht widerfährt. Doch der Funke erlosch genauso schnell, wie er aufgeflammt war.

»Nun ja«, erwiderte sie, »als dein Mann ist es sein gutes Recht, das zu tun.«

Lizzie hatte keine Worte übrig, ihre Wangen waren ganz heiß geworden. »Niemand hat das Recht, einen Menschen zu quälen«, flüsterte sie. »Geschweige denn, ihn zu brechen.«

»Hat er das? Das bezweifle ich«, machte sich ihre Mutter über sie lustig. »Sonst wärst du kaum in der Lage gewesen fortzugehen.«

»Also werde ich auch noch für meine Stärke bestraft?«

Ihre Mutter ging nicht darauf ein. »Ich kann dir jedenfalls beim besten Willen nicht weiterhelfen. Er wird

einer Scheidung niemals zustimmen.«

»Er wird, sobald er begreift, dass er einen rechtmäßigen Erben braucht. Sowie er das passende Gefäß gefunden hat, in das er seinen Samen legen kann, werden die Scheidungspapiere von alleine kommen.« Und sie hatte den Verdacht, dass dies relativ bald der Fall sein dürfte.

Verhalten schüttelte ihre Mutter den Kopf. »Du glaubtest schon immer, mich mit Vulgarität aus der Fassung bringen zu können. Doch ich erwarte etwas mehr Respekt dafür, dass ich deinen Ruf wiederhergestellt habe. Mir allein hast du die Rekonvaleszenz deiner Reputation zu verdanken. Dass du diese erneut mit Füßen trittst, entzieht sich meinem Verständnis. Ich habe dir so vieles ermöglicht, dich auf gute Schulen geschickt, dir teure Kleider gekauft, dir ein Vermögen in diese Ehe mitgegeben. Ich weiß nicht, woher du diese Undankbarkeit hast, aber so habe ich dich nicht erzogen.«

Der Satz hatte in Lizzie etwas ausgelöst, ihr mit einem Schlag die Kraft geraubt, um sich weiter zu streiten. Langsam richtete sie den Blick auf ihre Mutter, eine Frau, die ihr zwar das Leben, aber nie Liebe geschenkt hatte. Ihr nie Worte des Trostes oder des Mutes zugesprochen, geschweige denn sie in den Arm genommen hatte. Die alle zwei Jahre die Gouvernante ausgewechselt hatte, damit Lizzie sich nicht zu sehr an sie gewöhnte. Die, als Lizzie noch ein Kind gewesen war, minuziös mit dem Personal

geplant hatte, wann es genehm war, ihr die Aufwartung zu machen. Meist im Salon, nie in den privaten Gemächern und selten länger als eine halbe Stunde täglich.

Lizzie ging zu dieser Fremden hinüber. So nahe, dass sie sogar die Venen unter ihrer zarten, alabasterfarbenen Haut am Hals und Schlüsselbein erkennen konnte.

Lady Wellington spannte die Arme an, als baute sie einen Schutzwall auf. Die Nähe war für beide unangenehm, doch Lizzie beugte sich zu ihr und stützte sich auf der Armlehne der Chaiselongue ab. Sie sah ihrer Mutter so tief in die Augen, dass sie ihr Spiegelbild darin erkennen konnte.

»Nein, das hast du nicht«, flüsterte sie mit emotionsgeladener Stimme. »Weil du die Erziehung ja immer dem Personal überlassen hast.«

Als Lizzie ihre Hand ergriff, zuckte Lady Wellington zusammen. Sie fürchtete sich vor ihr! Himmel, wie sehr musste sie diese Frau enttäuscht haben, dass sie ihr sogar Gewalt zutraute? Ihr fehlten die Worte. Sie ließ die Hand wieder los, richtete sich auf und begab sich zur Tür.

3. Kapitel

London, Februar 1921

Nach dem Streit mit ihrer Mutter fühlte Lizzie sich ausgelaugt und leer. Sie schaffte es zwar, beherrscht die obere Schlafgalerie zu erreichen und an den altherwürdigen Ölgemälden ihrer Ahnen vorbeizuschreiten, doch als sie ihr altes Zimmer erreichte, brach alles über sie zusammen.

Da stand sie nun, im Mottenstaub ihrer kapriziösen Kindheit, in einem Zimmer, das Geborgenheit vermitteln sollte. Stattdessen drohte es dem Zerfall zum Opfer zu fallen. Teppiche und Bettvorleger waren vergilbt und fadenscheinig. Im Gegensatz zu den Prunkräumen im Erdgeschoss bestand keine Notwendigkeit, ein leeres Zimmer auf Vordermann zu bringen.

Vor dem Frisiertisch setzte Lizzie ihren Hut ab. Danach kämmte sie mit den Fingern ihr blondes, gewelltes Haar. Seit sie auf eine Zofe verzichtete, fielen ihre Frisuren weitaus schlichter aus. Ihre Fingerfertigkeit war dem Umgang mit der Brennschere nicht gewachsen, zudem fehlte ihr die Geduld.

Aus dem Spiegel blickte ihr eine junge, verunsicherte Frau mit vollem Gesicht und geröteter Stupsnase entgegen. Lizzies Gesichtszüge waren nicht von klassischer